

II. DIE WELTLICHEN DICHTUNGEN

2.1 Die mündliche Dichtung

Das ganze Mittelalter hindurch gab es einen breiten Strom mündlicher Dichtung. Dem modernen Menschen ist diese Vorstellung nur schwer zugänglich, setzt sie doch einen ganz anderen, nicht mit Druck oder Schrift verbundenen Dichtungsbegriff voraus. Aber schon von den Griechen des Altertums ist bekannt, daß an ihren Fürstenhöfen Sänger auftraten und von den Helden der Vorzeit, den Göttern oder auch besonderen Ereignissen ihre Lieder sangen; bei den Germanen war es nicht anders. Mündliche Dichtung ist ein Kennzeichen vorschriftlicher Kulturen.

Über die Gestaltung eines solchen Liedvortrags ist nichts überliefert, man kann aber einige Grundprinzipien ableiten, wenn man etwa die Kunst der jugoslawischen Guslaren analysiert, die heute noch zur Gusle, der einsaitigen Gitarre, ihre Lieder singen, und sie mit anderen lebenden mündlichen Dichtungsformen vergleicht. Überall lassen sich ähnliche Techniken des Vortrags feststellen.

Mit Sicherheit hatte ein Sänger nicht viele, oft über mehrere Abende vorzutragende Lieder Wort für Wort auswendig gelernt. Den Handlungsverlauf mußte er natürlich genau im Kopf haben, auch verfügte er über eine besondere Dichtersprache für seinen Vortrag. Wie sah sie aus? Wer heute eine Fremdsprache lernt, prägt sich i. a. als erstes einfache Mustersätze ein, denen er je nach Situation durch Austausch verschiedener Wörter einen neuen Sinn gibt. Hiermit läßt sich die mündliche Dichtersprache gut vergleichen: Der Sänger arbeitet mit einer Anzahl von Musterversen, die, den Satzbau wie Schablonen vorgehend, es erlauben, das Lied improvisierend vorzutragen; neben diesen Formeln beherrscht er andere Versatzstücke wie Bilder und Vergleiche, Reime usw. Nur wenige, besonders dramatische oder sonst wichtige Passagen werden vermutlich ausgestaltet und dann als Höhepunkte vorgetragen worden sein.

Feste Formeln und formelhafte Sätze sind auch für die deutsche Dichtung des Mittelalters charakteristisch: sie stammen mehr oder weniger alle aus der mündlichen Tradition, auf die sich noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Brüder Grimm für ihre »Kinder- und Hausmärchen« stützen konnten oder auch Achim von Arnim und Clemens Brentano bei ihrer Volksliedsammlung »Des Knaben Wunderhorn«. Mit der Alphabetisierung der Bevölkerung durch

die allgemeine Schulpflicht verstummte die mündliche Dichtung in Deutschland weitgehend; aber im Alpenraum z. B. gibt es heute noch die Sitte des »Aussingens«, d. h. in kurzen improvisierten Strophen, den »Gstanzln«, macht man sich über einander lustig, verwendet dabei ebenfalls Formeln und andere Versatzstücke.

Genauere Angaben über die Form der mündlichen Dichtung zu machen, ist problematisch; man nimmt an, daß ihre Formprinzipien gerade in der frühen volkssprachlichen Literatur aufgegriffen wurden. Daß von der mündlichen Dichtung im Deutschen allein das »Hildebrandslied« überliefert ist, hat seine Gründe. Die Geistlichen, als einzige schriftkundig, kämpften im Bewußtsein ihrer missionarischen Aufgabe gegen die alten Lieder an: die heidnischen Stoffe mußten ihnen ein Dorn im Auge sein. Die weltlichen Herren hatten wenig Veranlassung zur Niederschrift, ihrem Unterhaltungsbedürfnis genügte der mündliche Vortrag. Auch war Pergament, der Schreibstoff des Mittelalters, sehr teuer. Nur von Karl dem Großen wird überliefert, daß er eine Sammlung alter Heldenlieder anlegen ließ, die aber nicht erhalten ist. Viele Berichte, Briefe usw. des Mittelalters spielen auf mündliche Dichtungen an, geben manchmal sogar ihren Inhalt wieder. Auch wurden ab dem 12. Jahrhundert weltliche Versromane verfaßt und die alten Geschichten z. T. wieder aufgegriffen, so daß der stoffliche Umfang ungefähr zu erkennen ist.

2.2 Die Merseburger Zaubersprüche

Wer einer Sache Namen weiß, kann sie beherrschen. Vor der Namensgebung durch die Sprache liegt das noch unbewußte Ausgeliefertsein. Wer noch nicht lesen und schreiben kann, achtet sehr genau auf das einzelne Wort: die Benennung bannt das Unbekannte, nimmt die Angst. So sprechen Kinder laut im Dunkeln und verändern im Spiel die Wirklichkeit, indem sie sich andere Namen geben und der andere dann sind. Der Mensch einer vorschriftlichen Kultur glaubt fest an die Macht des Wortes. Magie ist Besprechen, Zauber ist Benennung in rhythmischer Weise mit schwerem Gewicht auf jedem Wort. Ganz ist dem modernen Menschen dieses Gefühl noch nicht verlorengegangen: Jeder Fluch, jedes Schimpfwort hat hier seine Wurzel genauso wie der Kindertröst »Heile, heile, Segen...«

Die »Merseburger Zaubersprüche« (um 750?) weisen weit zurück in diese vorliterarische Zeit – und blieben lange nach der Christia-

nisierung und dem Entstehen einer deutschen Schriftkultur lebendig. Erst im 10. Jahrhundert hat sie ein unbekannter Mönch notiert.

Eiris sazun idisi,
suma ~~hapt~~ heptidun,
suma clubodun
insprinc haptbandun,

sazun hera duoder.
suma heri lezidun,
umbi cuoniowidi:
invar vigandun.

(Einst setzten sich Idise [weise Frauen], setzten sich hierhin und dorthin. / Einige befestigten Fesseln, einige hemmten Heere, / einige lösten die Fesseln: / Entspring den Haftbanden, entfahr den Feinden!)

Idise bezeichnen hier wohl göttliche Frauen, Walküren, die dem gefangenen Freund helfen und die Feinde aufhalten. Die Zaubersprüche hielten sich lange in ihrer altertümlichen Form, vermutlich weil sie als heidnischer Aberglaube besonderer Geheimhaltung unterlagen. Sonderbar ist eher, daß sie überhaupt aufgeschrieben wurden.

Der hier verwendete Stabreim ist die wohl älteste Reimform der Germanen, jedenfalls das althochdeutsche »Hildebrandslied«, der altenglische »Beowulf« und vor allem die umfangreiche altnordische Dichtung verwenden den alliterierenden Vers. Der Begriff Stabreim meint den gleichen Anlaut (Anfangsbuchstaben) der stark betonten Silben eines Verses (*suma hapt heptidun, suma heri lezidun*); Vokale müssen dabei nicht gleich sein, sondern gelten immer als »Stäbe«. Seiner Natur nach verlangt der Stabreim die Hervorhebung des einzelnen Wortes, dessen Anlaut nicht in der Klangfülle eines Verses untergehen darf. So haben »stabende« Verse stets jene karge Wucht, die sie so eindrucksvoll von der flüssigen Eleganz der späteren Endreimdichtung abhebt.

2.3 Heldendichtung: Das Hildebrandslied

Vom Anfang des 9. Jahrhunderts datiert das »Hildebrandslied«, das einzige germanische Heldenlied, das wenigstens als Fragment erhalten ist. Der Stoff entstammt den Sagen um Dietrich von Bern, als dessen Waffenmeister Hildebrand auftritt. Die Ereignisse, um die sich diese Geschichten ranken, gehören in die Zeit der Völkerwanderung: Mit Dietrich ist der Ostgotenkönig Theoderich (um 471–526) gemeint, zu dessen Reich Verona gehörte, das in der Sage

als Bern erscheint. Das »Hildebrandslied« führt unmittelbar in den dramatischen Konflikt:

Ik gihorta dat seggen,
dat sih urhettun aenon muotin,
Hiltibrant enti Hadubrant untar heriun tuem.
sunufatarungo ...

(1–4)

(Ich hörte das berichten, / daß sich als Herausforderer einzeln begegneten / Hildebrand und Hadubrand zwischen ihren beiden Heeren, / den Scharen des Sohnes und des Vaters ...)

Hildebrand kehrt nach 30 Jahren an der Spitze eines Hunnenheeres zurück und trifft auf seinen Sohn Hadubrand, der sich ihm entgegenstellt. Es droht der Zweikampf der Heerführer. In der beginnenden Streitrede fragt Hildebrand, wer sein Gegner sei; stolz gibt sich Hadubrand zu erkennen, rühmt dabei den totglaubten Vater. Hildebrand will nun den Sohn ehren und beschenken, um den Kampf zu vermeiden; Hadubrand aber lehnt ab:

»mit geru scal man geba infahan,
ort widar orte.
du bist dir alter Hun, ummet spaher,
spenis mih mit dinen wortun, wili mih dinu speru werpan.
pist also gialtet man, so du ewin inwit fortos.
dat sagetun mi seolidante
westar ubar wentilseo, dat inan wic furnam:
tot ist Hiltibrant, Heribrantes suno.«

...
»welaga nu, waltant got, wewurt skihit.
ih wallota sumaro enti wintro sehstic ur lante,
dar man mih eo scerita in folc scootantero:
so man mir at burc enigeru banun ni gifasta,
nu scal mih suasat chind suertu hauwan,
breton mit sinu billiu, eddo ih imo ti banin werdan.

...«

(37–54)

(»Mit dem Speer [ger] soll man Gabe empfangen, / Spitze wider Spitze. ... / Du scheinst dir, alter Hunne, unmäßig schlau, / verführst mich mit deinen Worten, willst mich mit deinem Speer werfen. / Bist nur deshalb als Mann [Krieger] so alt geworden, weil du immer Betrug vollbrachtest. / Das sagten mir Seefahrende / nach Westen über das Mittelmeer, daß ihn der Krieg fortnahm: / Tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn!« ...)

»Wehe nun, waltender Gott, Wehgeschick geschieht! / Ich wanderte der Sommer und Winter sechzig außer Landes, / seit man mich scharte in das Heer der Speerwerfer: / Da man mir bei keiner Stadt den Tod zufügte, / soll nun mich das eigene Kind mit dem Schwerte schlagen, / niederstrecken mit seiner Waffe, oder ich ihm zum Mörder werden ...«)

Der Kampfbeginn ist noch beschrieben, der Ausgang nicht mehr überliefert, aber aus der altnordischen Dichtung erfährt man, daß am Ende der Vater den Sohn erschlägt.

Die beleidigenden Worte Hadubrands zwingen den Alten zum Zweikampf; er muß seine Ehre, das höchste Gut des germanischen Kriegers, verteidigen, auch wenn er in seinem Gegenüber das eigene Kind erkannt hat. »Wehgeschick geschieht!« Das »Hildebrandslied« ist zwar schon Dichtung aus christlicher Zeit – mit *walant got* wurde stets der Christengott bezeichnet –, dennoch hat es nichts von seiner archaischen Härte verloren.

Zur Faszination des Liedes trug sicher die heroische Tragik des Geschehens bei, vor allem aber beschäftigte das Publikum das Problem der zu wahrenen Ehre. Für den fränkischen Reichsadel war Ehre immer zweierlei: materieller Herrschaftsanspruch und daraus abgeleiteter kriegerischer Verhaltenskodex. Der karolingische Adelige erkannte seine eigene Problematik in dieser Geschichte von Ehre und ihrem Bedrohtsein wieder. Der Vater-Sohn-Konflikt dient zur dramatischen Illustrierung, daß die Ehre in jedem Fall, auch gegen den denkbar nächsten Verwandten, zu verteidigen ist. Das blutige Handwerk des herrschenden Kriegeradels fand im »Hildebrandslied« seine poetische Rechtfertigung. Um Adelsliteratur handelt es sich also, beschränkt auf einen kleinen Kreis von höchstens 10000 Menschen.

Diese Dichtung blieb das ganze Mittelalter hindurch lebendig, aber mit der Zeit wurde sie in ihren Inhalten schwerwiegend verändert: Im »jüngeren Hildebrandslied«, dessen Entstehung vielleicht ins 13. Jahrhundert zurückreicht, kehren Vater und Sohn nach dem Kampf versöhnt nach Hause zurück und feiern ein gewaltiges Fest. So formte der Geschmack eines verfeinerten Rittertums, vertraut mit dem christlichen Versöhnungsgedanken, die vernichtende Gewalt eines unerbittlichen Verhängnisses in eine eher götzliche Episode um.

III. DIE KLÖSTER: TRÄGER UND MITTLER DER LITERATUR

Das »Hildebrandslied« wurde auf zwei leere Seiten einer theologischen Handschrift geschrieben von Mönchen im Reichskloster Fulda, wie überhaupt die gesamte Überlieferung der lateinischen Literatur und der frühen deutschen Dichtungen den Klöstern zu verdanken ist. Zur Zeit Karls des Großen stand das Mönchtum in voller Blüte. Die Klöster bildeten mit ihrer straffen Organisation und dem Fleiß der Mönche eine wesentliche Grundlage für Macht und Wohlstand des Adels, der sie deshalb auch mit reichen Schenkungen ausstattete; sie mußten dafür aber von ihren Erträgen Bewaffnete unterhalten, Gasträume bereitstellen und Abgaben an ihre weltlichen Herren leisten usw. Für Karl den Großen waren die Reichsklöster, wie schon gezeigt wurde, eine Stütze seines Reichs und seiner Herrschaft.

Der heilige Benedikt von Nursia (um 480–um 547) hatte in seiner Mönchsregel keinen Raum für eine weltflüchtende *imitatio* (Nachfolge) *Christi* gelassen; das berühmte *ora et labora* (bete und arbeite) stellte das Mönchtum tätig in eine grausame, chaotische Welt. Cassiodor (um 487 – um 583) weitete das Arbeitsgebot Benedikts auf die Tätigkeit des Schreibens aus und maß damit den Klöstern ihre Aufgabe als Wahrer und Überlieferer der Kultur zu. Das Abschreiben von Handschriften wurde schließlich zu einer dem Gottesdienst fast gleichwertigen Aufgabe, so daß die Skriptorien, die Schreibstuben, neben dem Altarraum, sozusagen mit Blick auf das Allerheiligste, eingerichtet wurden. In seiner besonderen Vorliebe für Kunst und Wissenschaft förderte Karl der Große die Entwicklung der Buchkunst in großem Stil; die Zeitgenossen rühmten seine Sammlung kostbarer Handschriften. Die Palastschule des Kaisers, die *schola palatina*, oder etwa die Gelehrtenschule des Klosters Fulda besaßen hohen wissenschaftlichen Rang, sie waren die »Universitäten« der Karolingerzeit.

Die Klöster stellten sich häufig ihren Schreibstoff, das Pergament, selbst her. (Es wird aus Tierfellen gemacht, die in Kalklauge entfettet, auf Spannrahmen getrocknet und glattgerieben werden mußten.) Pergament ist bekanntlich viel haltbarer als unser heutiges Papier, und Handschriften oft ungeahnter Schönheit bilden heute noch die kostbaren Prunkstücke großer Bibliotheken. Für Bibeltexte z. B., die für die Bibliothek des Kaisers bestimmt waren, wurde das Pergament mitunter mit Purpur getränkt und mit Gold und Silber beschrieben. Die Anfangsbuchstaben einzelner Kapitel, die Initialen, malte man kunstvoll zu oft ganzseitigen Bildern aus,

›Edda‹. Die Herkunft des Helianddichters ist ungeklärt, möglicherweise wirkte er im Kloster Werden an der Ruhr; bestimmte Wörter, die er gebraucht, lassen auf eine Verbindung zu den Rheinlanden schließen.

4.2 Das Wessobrunner Gebet

Vermutlich noch aus dem 8. Jahrhundert stammt das ›Wessobrunner Gebet‹, benannt nach der Klosterbibliothek, in der es gefunden wurde. Der Text ist zweigeteilt; einem Prosagebet vorangestellt ist ein in Stabreimen abgefaßtes Schöpfungsgedicht, das jedoch nur als Fragment erhalten ist. Durch die Beschwörung der Allmacht Gottes soll dem nachfolgenden Gebet mehr Nachdruck verliehen werden; ähnlich verfahren die ›Merseburger Zaubersprüche‹, die – im oben zitierten Beispiel – erst die bewährten Kräfte der weisen Frauen in Erinnerung rufen, bevor sie den eigentlichen Lösezauber sprechen; auch aus der Messe ist diese Art der Gebetseinleitung bekannt.

Dat gafregin ih mit firahim firiuuizzo meista,
 Dat ero ni uuas noh ufhimil,
 noh paum . . . noh pereg ni uuas,
 ni . . . nohheinig noh sunna ni scein,
 noh mano ni liuhta, noh der mareo seo.
 Do dar niuuiht ni uuas enteo ni uuento,
 enti do uuas der eino almahtico cot,
 manno miltisto, enti dar uuarun auh manake mit inan
 cootlihhe geista. enti cot heilac . . .

Cot almahtico, du himil enti erda gauuorahtos, enti du mannun so manac
 coot forgapi, forgip mir in dino ganada rehta galaupa enti cotan uuilleon,
 uuistom enti spahida enti craft, tiuflun za uuidarstantanne enti arc za
 piuisanne enti dinan uuilleon za gauurchanne.

(Das erfragte ich unter den Menschen als der Wunder größtes, / daß die
 Erde [noch] nicht war, noch der Oberhimmel, / noch Baum . . . noch Berg
 war, / nicht irgendein . . ., noch die Sonne schien, / noch der Mond leuch-
 tete, noch das herrliche Meer. / Als da gar nichts war, nicht Ende nicht
 Wende, / und doch war da der allmächtige Gott, / der freigebigste unter
 den Herrschern, und es waren auch mit ihm mancherlei / göttliche Gei-
 ster, und es war der heilige Gott.

Allmächtiger Gott, du hast Himmel und Erde geschaffen und den Men-
 schen so viel Gutes verliehen, verleihe mir in deiner Gnade den rechten

Glauben und guten Willen, Weisheit und Klugheit und die Kraft, den
 Teufeln zu widerstehen und die Sünde zu meiden und deinen Willen zu
 tun.)

In den germanischen Religionen gab es die Vorstellung, daß die
 Götter in eine bestehende Welt hineingeboren wären; dieser Lehre
 mußte eine christliche Programmdichtung, wie sie das ›Wessob-
 runner Gebet‹ darstellt, entgegentreten. Daher betont der einlei-
 tende Schöpfungshymnus als »der Wunder größtes«, daß es Erde
 und Himmel, Baum, Berg usw. einmal nicht gegeben hat, und
 doch der allmächtige Gott schon war. Anders als im Schöpfungs-
 bericht der Bibel (›Genesis‹ I.1 ff.), wird Gott gepriesen als un-
 begreifliches Wesen, das vor allen Zeiten, von Ewigkeit an, war; das
 Schöpfungswunder selbst tritt in den Hintergrund. Indem der
 Dichter des ›Wessobrunner Gebets‹ in der Bilderfolge Erde, Him-
 mel, Sonne, Mond, die von den Germanen kultisch verehrt wur-
 den, an deren vertraute Weltvorstellungen anknüpft, erleichtert er
 ihnen die Aufnahme christlicher Ideen.

Auf die mündliche germanische Überlieferung beruft sich der
 Autor ganz deutlich, denn *Dat gafregin ih . . .* ist eine häufige Ein-
 gangsformel, die im ›Heliand‹, aber auch in altenglischen und alt-
 nordischen Texten auftaucht (auf die Parallele des ›Hildebrandslie-
 des‹ *Ik gihorta dat seggen* sei hingewiesen). Auch begrifflich lehnt
 sich der Dichter an altgermanische Vorstellungen an, das zeigt ein
 so archaisches Wort wie *ufhimil* (Oberhimmel), das sich nur noch
 in altsächsischer und altenglischer Epik wiederfindet; formal über-
 nimmt er die alte Stabreimtechnik mit dem einfacheren Zeilenstil,
 in dem syntaktischer Einschnitt und Versende zusammenfallen.

Der zweite Teil, das Prosagebet um den rechten Glauben,
 schließt sich mit seiner alliterierenden Wortwahl deutlich an den
 vorangegangenen Schöpfungshymnus an; sprachlicher Duktus
 und Inhalt fügen sich zu traditionellen christlichen Gebeten.

4.3 Muspilli

Der Weltuntergang ist das Thema des ›Muspilli‹, eines bairischen
 Gedichts, das an der Grenze zwischen Stab- und Endreimdichtung
 steht; es wurde in ungelinker Schrift in eine Handschrift Ludwigs
 des Deutschen nach der Jahrhundertmitte eingetragen; insgesamt
 106 Verse sind erhalten, am Anfang und am Ende fehlen Teile.
 Den merkwürdigen Namen verdankt das Gedicht jenem im Ober-

deutschen nur an dieser Stelle belegten Wort *muspilli*, das sonst nur noch aus dem altsächsischen »Heliand« und dem Altnordischen bekannt ist: es ist bis heute nicht sicher geklärt, gehört jedoch in das Bedeutungsfeld Weltgericht, Weltende, Weltenrichter.

Der erhaltene Ausschnitt beginnt mit dem Kampf der Engel und Teufel um die Seele des Menschen, die sich im Tode vom Körper gelöst hat. In der Hölle warten Feuer und Finsternis, im Himmel aber »Leben ohne Tod, Licht ohne Finsternis, eine Wohnung ohne Sorgen...« Mit einer Mahnung zu christlicher Umkehr schließt dieser erste Teil. Der zweite beginnt mit der Ladung zum Weltgericht: Niemand kann sich dem Ruf (»Gerichtsbann«) des *mahtigo khuninc*, des allmächtigen Himmelskönigs, entziehen; jeder muß Rechenschaft über seine Taten ablegen. Es folgt der unten zitierte hochdramatische Zweikampf des Elias mit dem Antichrist, über dessen Ausgang verschiedene Meinungen herrschen: Die Kenner des weltlichen Rechts gehen davon aus, daß Elias als Vertreter der Sache Gottes siegen wird; manche Theologen dagegen glauben, daß Elias in diesem Kampf verwundet würde; das aber würde den Weltuntergang auslösen.

Daz hortih rahhon dia ueroltrehtuuison,
daz sculi der antichristo mit Eliase pagan.
der uuarh ist kiuuafanit, denne uuiridit untar in uuic arhapan.
khenfun sint so kreftic, diu kosa ist so mihhil.
Elias stritit pi den euuigon lip,
uuili den rehtkernon daz rihihi kistarkan:
pidiu scal imo helfan der himiles kiuuualtit.
der antichristo stet pi demo altfiante,
stet pi demo Satanase, der inan varsenkan scal:
pidiu scal er in deru uuicsteti uunt pivallan
enti in demo sinde sigalos uuerdan.
doh uuanit des vilo ... gotmanno,
daz Elias in demo uuige aruuartit uuerde.
so daz Eliases pluot in erdu kitriuifit,
so inprinnant die perga, poum ni kistentit
enihe in erdu, aha artruknent,
muor varsuuilhit sih, suilizot lougiu der himil,
mano vallit, prinnit mittilagart,
sten ni kistentit, verit denne suatago in lant,
verit mit diu viuru viriho uuison:
dar ni mac denne mak andremo helfan vora demo muspille.
denne daz preita uusal allaz uarprinnit,
enti vuir enti luft iz allaz arfurpit,
uuar ist denne diu marha, dar man dar eo mit sinen magon piehc?
diu marha ist farprunnan, diu sela stet pidungan,
ni uueiz mit uuuu puaze: so verit si za uuize.

(37–62)

(Das hört ich erzählen die Kenner weltlichen Rechts, / daß der Antichrist mit Elias kämpfen wird: / Der Verbrecher ist gewaffnet, denn zwischen ihnen wird Kampf erhoben. / Die Kämpfer sind überaus kraftvoll; die Streitsache ist überaus gewaltig. / Elias kämpft um das ewige Leben, er will den Gerechten die Herrschaft stärken: / deshalb wird ihm helfen, der die Himmel beherrscht. / Der Antichrist steht auf seiten des Erzfeinds, / steht auf seiten des Satans, der aber ihn vernichten wird: / daher wird er auf dem Kampfplatz verwundet / und auf solche Weise sieglos werden. / Jedoch glaubt mancher [gelehrte] Mann Gottes [Geistliche], / daß Elias in dem Kampf verwundet werde. / Wenn des Elias Blut zur Erde tropft, / dann brennen die Berge auf, kein Baum hält stand, / nirgends auf der Erde, die Bäche verrocknen, / das Moor saugt sich auf, in der Flamme verglüht der Himmel, / der Mond fällt herab, der Erdkreis brennt, / kein Stein hält stand, dann kommt der Tag des Gerichts ins Land, / kommt, mit dem Feuer die Menschen zu suchen: / Da kann dann nicht ein Verwandter dem anderen helfen vor dem Gericht. / Dann wird die breite, feuchte Erde völlig verbrennen, / und Feuer und Sturm fegen sie ganz hinweg: / Wo ist dann die Gerichtsmark, da der Mensch vordem zusammen mit seinen Verwandten stritt? / Die Mark ist verbrannt, die Seele steht trauernd, / weiß sie nicht, wie sie büße, so fährt sie zur Hölle.)

Nach den germanischen Rechtsvorstellungen konnte ein Streitfall im Zweikampf entschieden werden, denn Gott selbst verfügte den Ausgang. Schuld am Tod des Unterlegenen hatte dann der, der ihn für eine ungerechte Sache kämpfen ließ. Deshalb wird der Satan den Antichrist ins Verderben stürzen, wie auch im »Hildebrandslied« der Sohn als Beleidiger im Unrecht war und sterben mußte. Die christlichen Theologen aber, als Kenner göttlichen Rechts, leugnen die Möglichkeit, daß ein Beklagter sich durch einen Eideshelfer und Kämpfer, i. a. einen Verwandten, vertreten lassen kann (wie es das in der Rechtspraxis wiederholt gegeben hat): Der individuellen Verantwortung kann sich kein Mensch vor Gottes Jüngstem Gericht entziehen.

Das letzte erhaltene Drittel schildert, nach einer Warnung an Richter und Prozeßparteien, das Recht nicht durch Bestechung zu beugen, das Jüngste Gericht, das über Lebende und Tote hereinbricht. Nichts kann nunmehr geleugnet werden, keine List vor Strafe schützen, nur wer Buße geleistet hat, wird verschont werden. Die letzten Verse bringen noch das Erlösungswerk Christi ein, doch bevor eine theologische Verbindung von Christi Kreuzestod mit dem Jüngsten Gericht formuliert wird, bricht das Fragment ab.

Das »Muspilli« wurde geschrieben für Menschen, die im Rechtsdenken geschult, vielleicht sogar selbst Richter waren. Es fügt sich in die aus Quellen der Zeit belegte Diskussion über das Weltende